

## **„Möglichst weit weg von Berlin!“**

Hermann Hesse am Bodensee

Vortrag von Volker Michels

Hermann Hesse war 27 Jahre alt, als er nach Gaienhofen kam, 35 als er fortzog. Von 1904 bis 1912, also knapp 8 Jahre lang, hat er dort gelebt. Noch nicht einmal ein Zehntel seiner gesamten Lebenszeit war das, doch folgenreich für seine eigene Entwicklung wie auch für die des immer noch schönsten und stillsten, Untersee genannten Teils des „Schwäbischen Meeres“, wo der Rhein den See verlässt. Für diesen Landstrich, wie später für die Südschweiz, war Hermann Hesses Ansiedlung der Auftakt, viele weitere Künstler anzuziehen und sich hier niederzulassen. Doch wurde nie eine homogene Künstlerkolonie daraus, kein Worpsswede am Bodensee, so ähnlich die Beweggründe der Schriftsteller- und Malerkollegen auch waren, die in einer noch intakten und ursprünglich gebliebenen Landschaft ein alternatives, den Zerstörungen der Zivilisation und Industrialisierung abgewandtes Leben führen wollten. Sie wussten warum. Denn allesamt kamen sie ja keineswegs aus der Provinz, sondern aus Großstädten hierher: Hesse aus Basel, Otto Dix aus Berlin und Düsseldorf, Erich Heckel aus Dresden und Berlin. Denn wo wird man sich des Gegensatzes bewusster und kann ihn genauer darstellen, als angesichts der unverdorbenen Kehrseite zur Denaturierung und Reizüberflutung der Metropolen, sei es im Abbild, sei es durch Kontrastprogramme? Die erste bisher auffindbare Äußerung Hermann Hesses über den Bodensee berichtet von einer Erkältung, die er sich Mitte Dezember 1903 bei einer Schiffsfahrt von Meersburg nach Kreuzlingen gefangen haben muss, anlässlich seines dritten Besuches im schweizerischen Emmishofen bei dem elf Jahre älteren Schriftstellerkollegen Emil Strauß, dessen ein Jahr zuvor erschienener Schülerroman *Freund Hein* großes Aufsehen erregt und Hesse zur Darstellung seiner eigenen Schulzeit in der Erzählung *Unterm Rad* ermutigt hatte. „Ich habe“, berichtet Hesse am 9. Dezember 1903 in einem Brief an den befreundeten Maler und Architekten Hermann Haas, „einen solchen Katarrh, dass ich kaum mehr aus den Augen sehe. Geholt habe ich ihn mir auf dem Bodensee, wo ich beim Freund Hein- Strauß fünf Tage war. Es war ganz herrlich, und ich sah unendlich viel Schönes. Die Rathäuser in Überlingen und Konstanz, das Schloss in Meersburg, die Kirchen der Reichenau und die alte Kanzlei in Überlingen gehören zum Allerschönsten, was ich je gesehen habe, und sind mehr als einen Katarrh wert.“ Hesse war damals 26 Jahre alt, hatte drei Monate zuvor seine Lehre als Buchhändler und Antiquar in Basel abgeschlossen und sich mit der Veröffentlichung zweier Gedicht- und Prosabände, aber auch schon mit Buchbesprechungen in Schweizer und deutschen Blättern einen Namen gemacht. Im selben Jahr war von Samuel Fischer in Berlin, dem wichtigsten deutschen

Verleger für Gegenwartsliteratur, sein erster Roman Peter Camenzind akzeptiert worden, der im Vorabdruck ein so großes Echo fand, dass sich der internationale Erfolg der Buchausgabe, die schon 1905 ins Norwegische, Russische und Schwedische übersetzt wurde, bereits abzuzeichnen begann. 1902 hatte Hesse in Basel die neun Jahre ältere Maria Bernoulli kennen gelernt, eine Rechtsanwältstochter, die mit ihrer Schwester in der Basler Bäumleingasse ein Atelier für Kunstfotografie — wie es auf dem Firmenschild hieß — betrieb. Weil sie es war, die die Weichen stellte, bald darauf am Bodensee ansässig zu werden, wollen wir einen etwas genaueren Blick auf sie und die mit ihr verbundene Vorgeschichte werfen. Gemeinsam mit Mia, wie Hesse sie nannte, die übrigens die erste Berufsfotografin der Schweiz und überdies eine passionierte Klavierspielerin und Bergsteigerin war, hatte der Dichter im Frühjahr 1903 seine zweite Italienreise unternommen und kurz danach bei ihrem Vater um ihre Hand angehalten. Dieser freilich wollte von einem Poeten als Schwiegersohn nichts wissen und ließ den Brautwerber auf seinen wiederholten Vorstoß am 23. September 1903 wissen: „Ihren Beruf zum Schriftsteller kann ich nicht anerkennen.“ Dem Peter Camenzind vermochte er so wenig abzugewinnen, dass er dem Autor zwar einen „überaus achtenswerten Charakter“ zubilligte, ihm jedoch — vielleicht wegen des in der Erzählung angestimmten Lobliedes auf den Wein — mitteilte: „Aber zu einer Verbindung mit meiner Tochter kann ich meine Zustimmung nicht erteilen.“ Hesse, der vor der Ehe ohnehin ein „unbestimmtes Grauen“ hatte, weil er in ihr eine Fessel und ein Hindernis für seine künstlerische Arbeit befürchtete, scheint — das zeigen die Briefe, die ihm die Freundin kurz darauf geschrieben hat — die Bedenken des Vaters Bernoulli als eine Bestätigung seiner Vorbehalte verstanden zu haben und erst einmal auf Distanz gegangen zu sein. „Ich habe so Sehnsucht nach Dir“, schrieb ihm Mia daraufhin im Januar 1904, „dass wenigstens ich zu Dir kommen muss, wenn gar nichts von Dir zu mir kommt! ... Ich habe vielleicht seinerzeit einmal gedrängt wegen der Heirat, und das hat Dich wohl ungeduldig gemacht und gedrückt, aber ich möchte Dich jedes Druckes los wissen, denn ich bin, trotz allen anscheinenden Hindernissen, innerlich überzeugt, dass wir gewinnen und durchkommen. Mir kommt's manchmal vor, als sei alles, was ich jetzt ohne Dich lebe, nur unnütze Zeitvergeudung.“ Und zwei Tage später: „Du sollst frei sein. Du hast mir ja nie ein feierliches Wort gegeben ... Ich verstehe, dass es für Deine künstlerische Entfaltung so sein muss, dass Du da keine Rücksichten nehmen darfst ... Ich habe geglaubt, mit meiner Liebe Dir zu dienen und Dein Leben verschönern zu können, nun ist es ins Gegenteil ausgeschlagen ... Leb' wohl, Du Einziger, verzeih mir - wenn ich mich nicht so von Dir loslösen kann, dass Du nichts davon spürst ... Aber ich darf Dir auch noch sagen, dass meine ganze Liebe Dir immer gehören wird, wenn ich Dich auch nicht mehr behalten darf.“ Hesses Antworten auf Mias Briefe haben sich leider nicht erhalten. Sie sind im Februar 1942 beim Brand von Mias Haus in Ascona bis

auf wenige Schreiben in Flammen aufgegangen. Aber die Gegenbriefe zeigen, dass ihr Nachdruck nicht vergebens war. „Du mein liebstes Herz“, bedankte sich Mia drei Tage später, „Dank tausendmal, dass Du nicht allein bleiben willst und ich bei Dir bleiben darf ... Ich möchte all meine Liebe wie eine warme, lichte Sonnenflut auf Dich strömen lassen. Wir gehören einander, und es darf uns nichts, nichts mehr trennen.“ Nun ging alles ziemlich rasch. An Pfingsten verlobten sich die beiden, mit oder ohne Schwiegervater, und von nun an ist Mias Einfluss unverkennbar - auch was die künftige Niederlassung am Bodensee betraf. Als Hesse zum Beispiel im Februar 1904 mit dem Gedanken spielte, der ökonomischen Sicherung seiner Ehe wegen, einen von Wilhelm Schäfer vermittelten Redaktionsposten bei der Frankfurter Zeitung anzunehmen, riet sie ihm ab. Als er im April daran dachte, nach der Heirat vielleicht auf die Schwäbische Alb zu ziehen, schrieb sie ihm: „Offen gestanden, würde ich mich nicht gern zum Schwabenland entschließen ... zudem wäre mir die Schwäbische Alb zu wasserarm; ich finde, wenn man aufs Land zieht [das also scheint festgestanden zu haben], darf man doch auch darauf sehen, dass man im Sommer nicht bloß in der Wanne baden muss, sondern wenigstens etwas Bach zur Verfügung hat.“ Deshalb, und wohl auch wegen der größeren Nähe zur Schweiz, sei ihr der badische Schwarzwald lieber. Sie habe aber auch schon an das schweizerische „Stein am Rhein“ gedacht, das soll entzückend und billig zum Leben sein. Und wäre auch in der Nähe von Emil Strauß, was ich gar nicht übel fände.“

Damit scheint Hesse einverstanden gewesen zu sein, freilich ohne sich schon auf einen bestimmten Ort festzulegen. Denn am 31. Mai 1904 gab Mia ein Inserat auf, worin, ohne genaue Ortsangabe, einfach eine Wohnung im badischen Teil des Bodensees gesucht wurde. Zwei Wochen später fuhr sie zu Emil Strauß nach Emmishofen, um sich vier Tage lang Wohnungen in Überlingen, Unteruhldingen, Wangen, Hemmenhofen und Gaienhofen anzusehen, wobei ihr das Häuschen an der Gaienhofer Dorfkapelle am meisten zusagte. Mit dem befreundeten Basler Architekten Hans Hindermann kam sie dann am 2. Juli erneut dorthin, um das Anwesen von einem Fachmann inspizieren zu lassen und gleich darauf auch den Mietvertrag abzuschließen. Das alles also ohne aktive Mitwirkung ihres Verlobten, der sich seit Oktober 1903 nach Calw zurückgezogen hatte, um dort, am Schauplatz der Handlung, die Schülertragödie Unterm Rad abzuschließen und sich zweier Auftragsarbeiten für den Berliner Verlag Schuster & Loeffler zu entledigen, der Hesse um Monographien über Boccaccio und Franz von Assisi gebeten hatte. Am 2. August, nachdem die Manuskripte abgesandt und von der Braut das Nest am Bodensee bereitet war, konnte endlich geheiratet werden — der vielen Freunde und Verwandten wegen in Basel. „Meine Hochzeit“, berichtet Hesse seinem Kollegen Stefan Zweig, ging im Galopp, da der Schwiegervater nicht einverstanden ist ..., kam ich dahergereist, solange er gerade nicht in Basel war, dann ging's subitissimo aufs Standesamt. Nun grollt der Alte von ferne, scheint sich aber allmählich zu

beruhigen . Und nun bin ich ein verheirateter Mann, und mit dem Zigeunern hat es einstweilen ein Ende.“ Und noch am selben Abend, wohl um dem Schwiegervater zu entkommen, machten sich die Frischvermählten aus dem Staub, mit Stationen in Schaffhausen, Konstanz, Rheineck, Ermatingen nach Steckborn, um vom Schweizer Seeufer aus nach Gaienhofen überzusetzen. Sechs Bücherkisten aus Basel waren bereits eingetroffen . Aber auf die Möbel musste man noch tagelang warten, und auch der nach Hesses genauen Angaben eigens von Freund Hermann Haas in München gezimmerte Schreibtisch stellte sich erst drei Wochen später ein. Damals hatte das Dorf Gaienhofen nicht einmal 300 Einwohner. Es gab hier am deutschen Seeufer weder elektrisches Licht, Gas, noch eine Wasserleitung, geschweige denn bequeme Verkehrsverbindungen. Die komfortabelste Anreisemöglichkeit war per Dampfschiff von Konstanz aus ans gegenüberliegende Schweizer Ufer nach Steckborn und dann im Fährkahn über den See. Auch Einkaufsmöglichkeiten gab es hier keine, außer einem Bäcker, so dass Hesse künftig zweimal wöchentlich auf die andere Seeseite nach Steckborn rudern musste, um sich mit allem einzudecken, was für den Lebensunterhalt erforderlich war. „Ich kann schon den ganzen Zolltarif für Küchensachen usw. auswendig“, schrieb er drei Wochen nach seiner Ankunft an Alexander von Bernus, „ziehe aber womöglich das Schmuggeln vor.“ Dafür aber wohne man billig. Zu einer Traummiete von jährlich 150 Mark (was freilich damals etwas mehr wert war als heute) hatte ihnen der Bauer Hepfer die Wohnhälfte seines Gehöftes zur Verfügung gestellt, fünf kleine Stuben, während die andere Hälfte mit Stall und Scheune weiterhin landwirtschaftlich genutzt wurde. Nun sei er Herr „über ein Haus, eine Frau, eine Katze, eine Magd, zahllose Käfer und Schnecken“, meldet Hesse kurz nach dem Einzug seiner ehemaligen Zimmerwirtin in Basel. „Gegenüber der Mauritius-Kapelle und dem Dorfbrunnen, nahe dem Schulhaus und der mächtigen Friedenslinde von 1871“, erinnert sich Hesse in einem Brief aus den fünfziger Jahren, „richteten wir uns ein. Der Wohnteil des Hauses bestand aus einer Küche und zwei Stuben, deren größere mit einem großen grünen Kachelofen und einer sogenannten »Kunst« unser Wohn- und Speisezimmer war. Rohe Holzbänke liefen den holzgetäfelten Wänden entlang; es war dort warm und behaglich.“ Dieses karge Ambiente, fern der Metropolen und der Pomp- und Plüschkultur der Belle Epoque Kaiser Wilhelms II., entsprach ganz den Idealen der Jungvermählten, die entschlossen waren, nach dem Vorbild von Hesses eigener Romanfigur Peter Camenzind, einem Nachfahren von Rousseau, Thoreau und Tolstoi, den Stammvätern der heutigen Grünen, hier ein alternativ-stadtfernes, gesundes, fleißiges und bedürfnisloses Künstlerleben zu führen, mit einem einzigen Luxus allerdings, nämlich inmitten einer schönen und charakteristischen Landschaft zu wohnen. Denn ein Dichter, vermerkt Hesse in seiner Betrachtung Wahlheimat, sei in vieler Hinsicht „das anspruchloseste Wesen der Welt“. Aber in anderer Beziehung wieder verlangt er viel und stirbt lieber, als dass er verzichten würde.

„Mir zum Beispiel wäre es unmöglich zu leben, ohne dass die Umgebung meinen Sinnen wenigstens ein Minimum an echter Substanz, an wirklichen Bildern böte. In einer modernen Stadt, inmitten von kahler Nutzarchitektur, inmitten von imitiertem Holz, inmitten von lauter Ersatz und Täuschung zu leben, wäre mir vollkommen unmöglich, ich würde da bald eingehen.“ Von Anfang an war Hesse das Gegenteil von einem lackierten Zivilisationsliteraten. Wenn irgend möglich, hat er die Ballungsräume und intellektuellen Zirkel gemieden. Auch die Öffentlichkeit habe er nie geliebt, weil es ihm lästig sei, in einer Umgebung zu leben, wo man ihn bloß als Namen und Marke kannte. „Mein Leben konnte mir gar nicht privat genug sein, und so habe ich niemals irgendeiner Ansammlung von 'Prominenten' beigewohnt, sei es Salon, Klub, Ball oder Bankett; ich hatte es leicht, mich darum zu drücken, denn ich wohnte immer weitab auf dem Lande“, notierte er 1933. Dekadenz, Cliquenwesen, Protektion und geschniegelte Repräsentanz waren ihm zuwider. Gelegenheit dazu hätte er genug gehabt. Denn inzwischen hatte der Peter Camenzind auch in der Reichshauptstadt Furore gemacht: „Ich müsste aus tausend Gründen“, schreibt Hesse damals aus Gaienhofen, „notwendig nach Berlin, und davor graut mir sehr. Das einzige, was mir an Berlin gefällt, ist, dass es so weit weg von hier liegt.“ Seinen Verleger hat er dort — dessen beharrlichen Aufforderungen zum Trotz und im Gegensatz zu fast allen Autorenkollegen des S. Fischer Verlages — kein einziges Mal besucht, und in einem kurz vor seinem Umzug nach Gaienhofen entstandenen Gedicht heißt es bezeichnenderweise: „Man hatte mich eingeladen, ich wusste nicht warum. Viel Herren mit schmalen Waden standen im Saal herum. Es waren Herren von Namen und von gewaltigem Ruf, von denen der eine Dramen, der andre Romane schuf. Sie wussten sich flott zu betragen und machten ein groß Geschrei, da schämte ich mich zu sagen, dass ich auch ein Dichter sei.,, Einen Dichter, das haben damals wohl auch die Nachbarn in Gaienhofen zunächst kaum in ihm vermutet. Denn weil es dort in jenen Jahren, außer Bauern und Fischern, keine Handwerker gab, musste er selber Hand anlegen und das alte, damals schon recht baufällige Haus vom Dach bis zum Estrich sanieren. Er habe, berichtet der so schwäbische wie sparsame Hesse, „die Kistennägel vom Umzug Stück für Stück auf unserer steinernen Hausschwelle geradegeklopft und die klaffenden Ritzen im Obergeschoss mit Werg und Papier ausgestopft, danach das Fachwerk mit roter Farbe gestrichen.“ Doch kaum war das Häuschen halbwegs eingerichtet, bekam seine Frau Mia, vielleicht durch das ungewohnte feuchte Seeklima, vielleicht durch die Belastungen des Umzugs, so schmerzhaftes Rheuma-Attacken, dass sie für drei Monate ins Krankenhaus zurück nach Basel gebracht werden musste. Kein Wunder also, dass Hesse damals in einem Brief an die Schriftstellerkollegin Helene Voigt-Diederichs klagte: „Und ist das Häuschen noch so klein, der Teufel hängt den Schwanz hinein.“ Das musste auch Stefan Zweig erfahren, einer von damals schon annähernd hundert Freunden und Kollegen, die Hesse bereits in seinem ersten

Gaienhofener Jahr besuchten. Der begeisterungsfähige Dichter aus Wien hatte das kleine Arbeitszimmer Hesses im ersten Stock des Hauses so enthusiastisch betreten, dass er den niedrigen Türbalken übersah und dabei mit solchem Schwung den Kopf anstieß, dass er sich erst einmal eine Viertelstunde hinlegen musste, bevor er wieder ein Wort herausbrachte. Aber auch andere Besucher konnten die Sprache verlieren, zumal, wenn sie unangemeldet kamen. Dann nämlich konnte es passieren, dass sie Hesse in den Sommermonaten in einem Kostüm antrafen, das nur aus Brille und Zigarre bestand, einer Freikörperkultur, der er durchaus nicht nur beim Schwimmen im See huldigte. Dort freilich ohne Zigarre. Ob er dagegen ernst gemacht hat mit seiner Absicht, unerwünschte Besucher und lästige Touristen, die ihm die Zeit stehlen wollten, mit der Armbrust fernzuhalten, Freunde dagegen mit einem Böllerschuss zu begrüßen, ist heute nicht mehr feststellbar, aber keineswegs unwahrscheinlich angesichts seiner Lust am Feuerwerken und Zündeln. Hesse berichtet davon in einer seiner Antworten auf Leserbriefe, die schon damals so zahlreich waren, dass er Ende 1904 beim zuständigen Bezirksamt des Großherzogtums Baden in Konstanz ein eigenes Postamt für Gaienhofen beantragte. Drei Wochen nach seiner Ankunft am Bodensee beschaffte er sich ein Ruderboot, der Einkäufe und vielen Ausflüge wegen, die man damit, sei es zur nahegelegenen Insel Reichenau, in den Thurgau oder bis hinunter nach Stein am Rhein und Schaffhausen, unternehmen konnte. „Bei einiger Todesverachtung“, schrieb er im November 1904 dem Schriftstellerkollegen Wilhelm Schmidtbonn, könne man damit sogar segeln. Manche der Stimmungsbilder, wie sie in seinem Bodensee-Buch versammelt sind, verdanken solchen Bootsausflügen ihre Anschaulichkeit und das jahreszeitliche Kolorit. Beim Lesen dieser Schilderungen, die auch heute noch so elementar auf uns wirken wie ein Möwenschrei oder ein Sonnenstrahl, fühlt man sich nicht mehr als Zuschauer und Außenstehender, sondern als Bestandteil der Landschaft zwischen Ried und See. Diese ganz ungewöhnliche und selbst vom kritischen Kurt Tucholsky hervorgehobene Sinnlichkeit seiner Prosa hat den Wiener Satiriker Franz Blei auf die Idee gebracht, den Kollegen in seinem Literarischen Bestiarium wie folgt zu charakterisieren: „Die Hesse, so wird eine liebliche Waidtaube genannt, die man wild nicht mehr antrifft. Ihrer Zierlichkeit wegen wurde sie ein beliebter Käfigvogel, die den Besucher damit ergötzt, dass er sich auch im Käfig immer noch gebärden tut, als wäre er im freien Walde. Das verschafft dem Stadtbewohner die Sensation der Natur und solches wird erhöht von ganz kleinen Drüsen, aus denen sie einen Geruch absondert, der leise an Tannenduft erinnert.“ Das ist von lebenswürdiger und vielleicht auch etwas eifersüchtiger Boshaftigkeit. Nicht weniger einprägsam als die Natur, den Föhn, die Formationen der Wolken, des Wassers und der abwechslungsreichen See-, Alpen- und Vorgebirgslandschaft schildert Hesse die Menschen. So entgeht ihm auf seinen zahlreichen Ausflügen, die er von Gaienhofen in die nähere

Umgebung unternimmt, nicht, wie sich z.B. auf einer Reise durch das Appenzell etwa von Romanshorn an das Tempo des Zuges durch zugestiegene Einheimische „auf freundliche Weise zu verlangsamen scheint. Das geschieht lediglich auf Grund des Dialektes, der Gestalten, Gesichter und Gesten“, oder welche Rolle etwa Todesfälle spielen, die hier, weil sie in kleinen Lebensgemeinschaften wie seinem Bodenseedorf relativ seltener vorkommen, teilnahmsvoller gewürdigt werden als in den Städten, „wo jeden Tag Menschen sterben, ohne dass außer den Allernächsten jemand darauf achten kann“. Eine Wertschätzung des Gemeinsamen und Verbindenden ist unüberhörbar in seinen am See entstandenen Betrachtungen. Nicht nur durch das Verwandtschaftliche der Menschen im Dreiländereck, sondern auch aufgrund seiner eigenen übernationalen Herkunft ist es Hesse nie schwergefallen, sich hinwegzusetzen über willkürliche Landesgrenzen und engstirnigen Nationalismus. „Mein Glaube an Rassen“, schreibt er 1919, „ist niemals lebhaft gewesen. Dennoch bin ich Alemanne und bin es stärker und bewusster als die meisten von denen, die es der Rasse nach wirklich sind ... Dieses südwestdeutsch-schweizerische Gebiet ist mir Heimat, und dass durch dieses Gebiet mehrere Landesgrenzen und eine Reichsgrenze liefen, bekam ich zwar im Kleinen wie im Großen oft einschneidend zu spüren, doch habe ich diese Grenzen in meinem innersten Gefühl niemals als natürliche empfinden können ... Das Vorhandensein dieser Grenzen äußerte sich nirgends und niemals in wesentlichen Unterschieden der Menschen, ihrer Sprache und Sitte, es zeigten sich diesseits und jenseits der Grenze weder in Landschaft noch in Bodenkultur, weder im Hausbau noch im Familienleben merkliche Unterschiede ... Für mich war Heimat zu beiden Seiten des Oberrheins, ob das Land nun Schweiz, Baden oder Württemberg hieß ... Ich lernte mein Leben lang die Grenzen zwischen Deutschland und der Schweiz nicht als etwas Natürliches, Selbstverständliches und Heiliges kennen, sondern als etwas Willkürliches, wodurch ich brüderliche Gebiete getrennt sah. Und schon früh erwuchs mir aus diesem Erlebnis ein Misstrauen gegen Landesgrenzen und eine innige, oft leidenschaftliche Liebe zu allen menschlichen Gütern, welche ihrem Wesen nach die Grenzen überfliegen und andere Zusammengehörigkeiten schaffen als politische.“ Diese, von vielen seiner Kritiker als „unhistorisch“, als „eskapistisch“ und „sentimental“ beargwöhnte Haltung hat es Hesse später unmöglich gemacht, sich am unsentimentalen Wirklichkeitssinn und der „historischen Aufgeschlossenheit“ für zwei Weltkriege zu beteiligen. Stattdessen fand er sich mit zunehmendem Alter „getrieben, überall das, was die Nationen, Ideologien und Religionen verbindet, viel höher zu werten als das, was sie trennt“. Dieses Element ist es denn auch, was Hesses Bodensee-Schilderungen vor dem Provinzialismus erbaulicher Heimatliteratur bewahrt. Gleichwohl ist der Sinn für die Bedeutung von Herkunft und Heimat bei ihm, der seinen schwäbischen Dialekt bis ins hohe Alter nie verleugnet und abgelegt hat, durchaus entwickelt. Doch preist er seine Herkunft nie auf Kosten anderer Zugehörigkeiten. So

schreibt er zu Beginn des Ersten Weltkrieges: „Zu den einfachsten Bedürfnissen, auf die man sich sonst nie besinnt, weil sie nie zum Hunger werden, gehört auch die Heimat. Damit meine ich nicht das Vaterland ... Ich meine die Bilder, die jeder von uns als sein bestes Erinnerungsgut aus der Kindheit bewahrt hat. Sie sind nicht darum so schön, weil die Heimat unbedingt schöner wäre als die andere Welt; sondern darum, weil wir sie zuerst und mit der ersten Dankbarkeit und

Frische unserer jungen Kinderaugen gesehen haben. Das ist keine Sentimentalität. Das Sicherste, was wir haben, wenn wir noch nicht die höchsten Stufen im Geistigen erreicht haben, das ist die Heimat. Man kann Verschiedenes darunter verstehen. Die Heimat kann eine Landschaft sein, oder ein Garten, oder eine Werkstatt, oder auch ein Glockenklang, oder Geruch. Das, worum es sich handelt, ist die Erinnerung an die Zeit des Heranwachsens, an die ersten stärksten, heiligsten Eindrücke unseres Lebens. Dazu gehört auch die Mundart der Heimat. Mir, der ich in der Fremde lebe, ist bei jedem Heimkommen der erste schwäbische Bahnschaffner ein wahrer Paradiesvogel! ... Es ist ans Innerste gerührt, an den kleinen sicheren Schatz, den wir aus den Jahren der frühesten Jugend haben. Da liegen Bilder und Eindrücke durcheinander, man schätzt sie oft wenig, aber alles zusammen ist eine satte Lösung, an die man nicht rühren kann, ohne dass es Kristalle gibt.“

Doch zurück an den Bodensee. Die literarische Ausbeute von Hesses acht Gaienhofener Jahren war reichhaltig und thematisch von erstaunlicher Vielfalt, 25 große Erzählungen sind hier entstanden. Als Beispiele seien nur In der alten Sonne, Die Marmorsäge, Der Lateinschüler, Heumond, Schön ist die Jugend, Ladidel, Das Nachtpfauenauge, Casanovas Bekehrung und der erste Teil des Knulp genannt, die zum Teil noch in Calw angesiedelt sind. Sie wurden, kaum waren sie vollendet, von den Redaktionen der reichsdeutschen, österreichischen und Schweizer Blätter meist umgehend veröffentlicht, lange bevor sie in Buchform in den Sammelbänden Diesseits (1907), Nachbarn (1908) und Umwege (1912) erscheinen. Mehrere Gedichtbände, eigene und herausgegebene, sowie die Romane Unterm Rad und Gertrud fallen in die Gaienhofener Zeit. Den Musikerroman „Gertrud“ veröffentlichte Hesse zum Ärger seines Verlegers Samuel Fischer nicht bei ihm in Berlin, sondern bei dem Münchner Konkurrenten Albert Langen, dessen satirische Wochenschrift Simplicissimus Hesse seit 1905 mit Kurzprosa und Gedichten belieferte. In Begleitung des genialen Illustrators Thomas Theodor Heine hatte der agile Verleger Albert Langen Hesse erstmals im März 1905 am Bodensee besucht und den Versuch unternommen, ihn mit der Aussicht auf phantastische Tantiemen dem Fischer Verlag abspenstig zu machen. Doch weniger die finanziellen Verlockungen, die Hesse allenfalls dazu nutzte, seinen Berliner Verleger in Zugzwang zu setzen, imponierten ihm, als vielmehr die Weltoffenheit und Zivilcourage des unternehmungslustigen Albert Langen, der wegen seiner Angriffe auf Kaiser Wilhelm II. nach Frankreich ins Exil gehen musste, und es dennoch schaffte, seinen Verlag

zum Instrument für sein Ziel einer kulturellen Öffnung Deutschlands zu den europäischen Nachbarstaaten zu machen. Auch Langens Widerstand gegen die präpotente, herablassende und zentralistische Dominanz der preußischen Kulturpolitik (gegenüber den dort als provinziell und rückständig belächelten Künstlern Süddeutschlands) war Hesse willkommen, so dass er gerne Albert Langens Angebot folgte, als Herausgeber an einer neuen Zeitschrift mitzuarbeiten, die alles aufbot, was die süddeutsche, schweizerische und österreichische Kultur zu bieten hatte, und die in Erinnerung an den demokratischen Aufbruch von 1848 den Namen März erhielt. Um dies zu bewerkstelligen, wurde das winzige Gaienhofen damals zu einem Brennpunkt deutscher Kulturpolitik, als der Münchner Verleger erneut, diesmal begleitet von Ludwig Thoma und Olaf Gulbransson, im April 1906 nach Gaienhofen kam, um diese Zeitschrift zu gründen. Sie kamen, was allerhand Staub aufwirbelte, in einem der ersten serienmäßig hergestellten Automobile. Denn der damals 33-jährige Albert Langen hatte eine solche Leidenschaft für das neue Fortbewegungsmittel, dass er ein Jahr darauf sogar eine Generalvertretung für den Vertrieb von Automobilen in Bayern und Württemberg übernahm, eine Leidenschaft, die ihn bald darauf das Leben kosten sollte.

Im Alter von nicht einmal vierzig Jahren starb er 1909 an den Folgen einer schweren Mittelohrentzündung, nachdem er versucht hatte, im offenen Kabriolett ein Zeppelin-Luftschiff einzuholen. Den Kulturteil der Zeitschrift März, die Hesse als ein „Kampfblatt von entschiedener Opposition“ bezeichnete, betreute er fünf Jahre lang bis zu seinem Wegzug von Gaienhofen. Viele Reisen zur Redaktion nach München waren dazu erforderlich. Doch seit dem Tod Albert Langens wurde seine Arbeit dort auf eine Weise erschwert, dass er künftig die Herausgeberschaft gerne dem jungen Theodor Heuss überließ. Anfang 1907, als die ersten Hefte der neuen Zeitschrift erschienen, begann Hesse am nahegelegenen Erlenloh mit dem Bau eines eigenen Hauses. Denn inzwischen war ein Sohn zur Welt gekommen, zwei weitere sollten in seiner Bodenseezeit noch folgen. Ein zinsloses Darlehen des Schwiegervaters in Basel, der sich mit seinem mittlerweile berühmt gewordenen Schwiegersohn nun offenbar abgefunden hatte, erleichterte es, die 20.000 Mark dafür aufzubringen, und endlich hatte man auch Strom und fließendes Wasser. Zu diesem stattlichen Landhaus mit acht Zimmern, einer Veranda und Terrasse, dem großen Arbeitsraum im Obergeschoss mit einem damals noch freien Blick über den See bis zum Konstanzer Münsterturm und zur Gipfelkette der Alpen, gehörte auch ein erster eigener Garten, der eine weitgehende Selbstversorgung ermöglichen sollte. Ihn anzulegen, war bald Hesses liebster Zeitvertreib. Über die Folgen seines Eifers, die Ergiebigkeit und ländlich strotzende Blütenpracht des Gaienhofener Gartens, seiner von Blumen eingefassten Rabatte, mehr als dreißig Obstbäumen und einer Allee von Sonnenblumen, ist von Besuchern viel berichtet worden. „Es ist ja etwas von Schöpferlust und Schöpferübermut

beim Gartenbau“, notierte Hesse damals. „Man kann ein kleines Stück Erde nach seinem Kopf und Willen gestalten, man kann sich für den Sommer Lieblingsfrüchte, Lieblingsfarben, Lieblingsdüfte schaffen. Man kann ein kleines Beet, ein paar Quadratmeter nackten Bodens zu einem lachenden Gewoge von Farben machen.“ Einer seiner Gäste, ein junger Lehrer (aus dem am anderen Seeufer gelegenen Landerziehungsheim Glarisegg) berichtete Jahrzehnte später in der Gazette de Lausanne, Hesse habe ihn damals durch den neuen Garten geführt und dabei besonders auf den sandbestreuten Hauptweg hingewiesen: „Beachten Sie, wie schön fest dieser Weg ist. Er hat unter dem Sand ein gutes Bett, aber nicht von Stein, sondern dort unten liegt hübsch geschichtet die ganze deutsche Literatur von heute.“ In einem Brief an seinen jüngsten Sohn Martin vom September 1944 bestätigte Hesse diese Episode: „Wir hatten in Gaienhofen Sand die Menge, aber keine Steine, und ich hatte den Weg mit lauter un- nützen Büchern und Massen von Zeitschriften unterlegt.“ Das war so zweckmäßig wie unkonventionell. Denn aufgrund seiner vielgelesenen Buchbesprechungen erhielt Hesse schon damals von Verlegern jährlich etwa 500 Bücher zum Rezensieren geschickt, deren ungeeignete er dann auf diese „grundlegende“ Weise entsorgt hat. Eine Lust am Sprengen von Konventionen, etwas Frisches, Übermütiges, ja nicht selten Drastisches blitzt aus den meisten seiner in Gaienhofen geschriebenen Briefe. Es machte ihm Vergnügen, dem aufwendigen Standesbewusstsein der wilhelminischen Gesellschaft einen Lebensstil von provozierender Einfachheit und dem gestelzten Gehabe der intellektuellen Kollegen eine lakonische Praxisbezogenheit entgegenzusetzen. Etwas von dieser Aversion gegen alles Feierliche und Hochtrabende spricht auch aus seinen damals entstandenen Geschichten von Handwerkern, Landstreichern und Sonderlingen. Nach und nach begann sich nun in Gaienhofen eine kleine Künstlerkolonie anzusiedeln, und bald schon waren alle Spielarten des Ausdrucks, Dichtung, Malerei und Musik, in Hesses Freundeskreis aufs Produktivste miteinander verflochten. Der erste, der ihm hierher folgte, war sein Tübinger Jugendfreund, der Arzt und Dichter Ludwig Finckh, der sich Ende 1905 für immer in Gaienhofen niederließ. Die alemannischen Dichterkollegen Emil Strauß, Emanuel von Bodman, Jakob Schaffner, Wilhelm von Scholz, Wilhelm Schussen und Christian Wagner waren gerngesehene Gäste. Aus Stuttgart kam Wilhelm Lang, Schriftsteller und Lektor der Deutschen Verlagsanstalt, mit dem Hesse gemeinsam die Volkslieder-Anthologie Der Lindenbaum zusammengestellt hat. Aus München kam außer Albert Langen auch der junge Verleger Georg Müller in Begleitung von Leo Greiner, dem Leiter des Kabarett „Die 11 Scharfrichter“; Wilhelm Schäfer, Herausgeber der tonangebenden Kunstzeitschrift Die Rheinlande, kam mehrfach, auch Jakob Wassermann, Stefan Zweig und Carl Hauptmann, der vergessene Bruder Gerhart Hauptmanns. Dazu all die Maler und Musikerfreunde, wie der Holzschneider Max Bucherer aus Basel, der sich 1905 hier niederließ, der Maler Wilhelm Steinhausen aus Frankfurt, die Zeichner Ludwig

Renner und Otto Blümel, der u.a. den Buchschmuck für Hesses Roman Gertrud, die Gedichtsammlungen Unterwegs und Lieder deutscher Dichter gezeichnet sowie die einfallsreichen Scherenschnitte und Verse zu seiner Moritat über Hesses Indienreise angefertigt hat. („Siehe, er umschiffte Europa / Und ist plötzlich in den Tropen“.) Es kamen die Maler Ernst Würtenberger, der Hesse hier 1905 porträtierte und Fritz Widmann, Reisebegleiter auf mehreren Wanderungen durch Oberitalien, die Musiker Edwin Fischer und Alfred Schlenker, Zahnarzt und Komponist aus Konstanz, für den Hesse 1910 das Libretto zu einer Oper Die Flüchtlinge schrieb und der ihm im März 1911 in Gaienhofen den jungen Schweizer Liederkomponisten Othmar Schoeck zuführte. Diesem Genie im Erfinden kongenialer Melodien fühlte sich Hesse wahlverwandt, hatte er doch 1910 an Theodor Heuss geschrieben: „Mir steht als heimlicher Lyriker der Wunsch nach Melodie vielleicht zuletzt doch höher als der nach Durchdringung großer Stoffe.“ Doch kaum war erreicht, wovon Hesse so lange geträumt hatte, Heimat und Zugehörigkeit, da meldeten sich in seinem stets zwischen Sesshaftigkeit und Nomadentum schwankenden Naturell die Vorboten künftiger Veränderungen. Ähnlich dem wesensverwandten Robert Walser reizte es ihn denkwürdig oft zu Tapetenwechsel, Ausflügen und immer weiteren Reisen. „O, ihr Wandersleute“, schrieb er damals, „ihr fröhlichen Leichtfüße, jedem von euch, auch wenn ich ihm einen Fünfer geschenkt habe, sehe ich wie einem König nach!“ In ihrer Bereitschaft zu Wechsel und Neubeginn sind ihm die Vagabunden ein Stachel und Ansporn, sich vor Stagnation und Sitzfleisch zu hüten. So fallen ihm bei der Schilderung einer Fußreise im Herbst nicht von ungefähr saturierte Gleichaltrige auf, die er gekannt hatte, als „ihnen das Leben noch um einen Kuss und die Welt noch um einen Narrenstreich feil gewesen war“, die jetzt aber „in Backenbärten staken, die Hausfrau bei sich hatten und sich in Philistergesprächen über Bodenpreise und Änderungen des Eisenbahnfahrplans aufregten“. Der Versuch, sich diese Problematik mit seiner Landstreicher-Erzählung Knulp von der Seele zu schreiben, gelang damals nur halb. Das Manuskript blieb unvollendet liegen. Erst Jahre später, nachdem er auch äußeren Abstand zu Gaienhofen gewonnen und der Erste Weltkrieg dem Vagabundieren ein Ende setzte, glückte es ihm, die Geschichte fertig zu schreiben. *Tedium vitae* — Lebensüberdruß — heißt bezeichnenderweise eine Erzählung aus den letzten Gaienhofener Jahren. Nicht eine Absage an den Bodensee also war es, weshalb Hesse nach acht Jahren der Idylle zu entkommen suchte. Auch von jedem anderen Ort hätte er sich damals lösen müssen. Im September 1911 war es so weit: Fünf Wochen nach der Geburt seines dritten

Sohnes Martin bricht er auf zur weitesten Reise seines Lebens, nach Indien, das zu missionieren seine Eltern und Großeltern ausgezogen waren. Mitte Dezember kehrt er zurück, und bald darauf fällt die Entscheidung, Gaienhofen für immer zu verlassen und das erst vier Jahre zuvor gebaute Haus zu verkaufen. Im September 1912 bezieht er mit seiner

Familie ein „verwahrlostes Aristokratengütchen“ bei Bern, das Haus des kurz zuvor gestorbenen Malerfreundes Albert Welti. Der geruhsamste und weltabgeschiedenste Abschnitt im Leben Hermann Hesses ist damit beendet. Der Erste Weltkrieg steht vor der Tür und mit ihm „das Abstreifen einer angenehmen Blindheit und Verantwortungslosigkeit“, wie er rückblickend auf seine am Bodensee verbrachten Jahre notiert hat. Die nun folgende zweite Hälfte seines Lebens „war die dramatische“, resümiert er im Alter von 80 Jahren, „reich an Kämpfen, an Feinden, an Not und Erfolgen, aber die Kraft zum Überstehen dieser unruhigen Lebenshälfte kam, wie mir scheint, von der ersten, stilleren Hälfte her, von den nahezu vierzig Jahren des Friedens, die ich erleben durfte, ehe das lärmende Welttheater für uns so aufdringlich spürbar wurde. Man hat vom Krieg als von einem Stahlbad gesprochen“, fährt er fort, „nach meiner Erfahrung ist es aber nur der Friede, der Kräfte gibt.“

*Vortrag gehalten am 22. Juli 1995 im Hermann Hesse-Höri-Museum, Gaienhofen. © Volker Michels, 1995.*